Auf den Spuren einer Legende

TEXT UND FOTOS: BALZ RUCHTI

HABENICHTSE. Wird es kalt, rücken die Menschen zusammen und erzählen sich Geschichten. Etwa die vom findigen Landstreicher, der im Winter ins warme Gefängnis flüchtete. Gab es ihn wirklich?

Intro

Spiel mir das Lied vom Seeland. Eine Dampflok schiebt sich schnaufend aus der Station Gampelen-Champion, die wie zufällig hingeworfen inmitten winterleerer Äcker liegt. Dampf und Rauch gehen im dichten Nebel auf, neben dem Gleis bleiben zwei Gestalten zurück. Ein junger Landjäger und sein Gefangener.

Die Stirn des Landjägers ist so faltenlos wie die Hose seiner zu weiten Uniform. Der Arm des Gesetzes hält einen Tschopen fest. Darin, in Wollweste, Hemd und Hose aus grobem Stoff und schweren Nagelschuhen, steckt ein breiter Kerl.

Die Haare wild wie ein Krähennest, überragt er seinen Begleiter um mehr als einen Kopf. Über die Schulter hat er einen Stoffsack mit ein paar Habseligkeiten geschlagen.

Zum Hören

Die lange Version dieses Beitrags – vorgelesen vom Autor – finden Sie unter **beobachter.ch/lsa**

Der Gendarm schiebt den Gefangenen zögerlich vor sich her. Am Ende der Laderampe blickt er sich um. Da wendet sich der Arrestant seinem Begleiter zu und streift sich sanft, aber bestimmt dessen Griff vom Ärmel: «So, itz loufsch mir eifach hingernache. Hie kennen i jede Bitz, und do isch kes Mütteli, won i no nie vertschaupet ha.»

Er schlägt den Kragen hoch und macht sich geübten Schrittes auf, übers Gleis Richtung Landstrasse. Das schmächtige Gesetz hastet ihm über die Schienen nach. Langsam ver-

schwinden die beiden in den Schwaden, die unaufhörlich aus der schwarzen Erde steigen. Dort, weit hinten im Nichts, liegt die Strafanstalt Witzwil.

Kost und Logis im Gefängnis. So oder ähnlich soll sich diese Geschichte zugetragen haben. Der Arrestant sei ein Landstreicher gewesen, der sich in der Gegend herumgetrieben habe, irgendwo zwischen der Stadt Bern, den drei Seen, wo der Nebel wohnt, und dem Bucheggberg, wo mein Vater aufgewachsen ist.

Er hat uns immer mal wieder diese Geschichte erzählt, vom Landstreicher, der sich sommers auf den Höfen der Gegend als Tagelöhner verdingte und dann im Herbst einen Strohhaufen oder einen verlassenen Schuppen ansteckte – bloss um in der Strafanstalt Witzwil bei Kost und Logis überwintern zu können. Denn als die letzte Ernte eingefahren war, ging armen Tröpfen wie ihm die Arbeit aus, und der kalte Novemberwind blies sie von den Höfen auf die Strasse.

Der ganze Tanz will sich so harmlos und regelmässig zugetragen haben, dass man den braven Landstreicher schliesslich mit einem Jungpolizisten losschickte, der nicht einmal den Weg zur Strafanstalt kannte.

Die Geschichte gefiel mir als Bub besonders, weil sie ein bisschen Weite und Abenteuer ins enge Rayon meiner Kindheit trug. Spannend war sonst immer woanders. Weit weg. Lange her. Oder es wurde uns Schnaffeln wohlweislich verschwiegen. Da kam dieser Landstreicher wie gerufen, die Ausläufer seiner Geschichte schienen bis ins Hier und Jetzt zu reichen.

Ich erinnere mich noch an den alten Feldmauser, der einmal die Strasse hinauf an unserer Einfahrt vorbeiging – Lederriemen, trockene Erde und feldgraues, zähes Tuch. Aus seinem Rucksack ragten ein Bündel Stecken und der Knauf eines Klappspatens. In ähnlicher Weise wird auch jener Landstreicher über die Buechibärger Landstrassen gezogen sein.

Auf Spurensuche. In meinem Kindergemüt gedieh die Figur prächtig: ein unbekümmerter Vagabund, aber bei aller Gelassenheit aufmüpfig genug, um Welt, Gesetz und Obrigkeit mit dem angezeigten Schalk zu begegnen. Einer, der immer füürchunt. Zu gut, um nicht wahr zu sein.

Seither fällt mir jedes Jahr, sobald sich die Blätter verfärben, gelegentlich

«Eh, das weis me eifach», sagt Ruchti Aschi, der Vater des Autors.

ein windschiefer Schuppen oder ein kleiner Asthaufen ins Auge, den der Landstreicher – ohne gross Schaden anzurichten – hätte abfackeln können, fürs Billett nach Witzwil. Auch heuer wieder.

Und jedes Mal frage ich mich: Was ist wirklich dran an dieser Geschichte?

«Das si hüüfig armi Tüüfle gsii», sagt mein Vater. Auf dem Hof meines Grossvaters hatten sie nach dem Krieg selbst noch so einen angestellt – Fluri habe der geheissen, ein Solothurner Geschlecht, aber ledig, keine Familie. Gehaust habe er im alten Stöckli, wo sie später drin Güggeli mästeten.

Vater erzählt gerne von früher, eben auch die Landstreicher-Anekdote. Als es nun aber darum geht, Details zu nennen, geniert er sich. Als gehörte es sich nicht, die Geschichte einem zu erzählen, der sie auf Fakten abklopfen will. Er wisse ja auch nicht viel. Woher er die Geschichte kennt? «Eh, das weis me eifach.»

Martin Schoch, Bezirksarchivar

Der Bucheggberger Bezirksarchivar Martin Schoch antwortet mit denselben fünf Worten und wirkt dabei ebenso ratlos und leicht ertappt. Schon hundertmal habe er diese Geschichte in irgendeiner Form gehört, hatte er am Telefon gewarnt. Ihm ist sie als Anekdote aus der Stadt Bern geläufig. Aber Quellen finden, «das chöit dr vergässe».

Schoch muss es wissen, er hat Geschichte studiert, «öppis Rächts», ist dann aber im Lehrerberuf gelandet. Mittlerweile ist er ein paar Jahre pensioniert, aber seine Stimme hat noch diesen Schulmeistersang, der, ohne laut zu werden, auch die hintersten Winkel eines Bezirksschulzimmers füllt. ▶

Bezirksarchivar Martin Schoch weiss viel. Aber Fakten zur Historizität eines namenlosen Landstreichers? «Chöit dr vergässe.»

Hans Peter Bader besuchte ab und zu solche Winterhäftlinge. Links: Mülital mit Rybibrüggli

Schoch wohnt in Küttigkofen, am Ostende des Bucheggbergs, in einem 1990er-Einfamilienhaus mit Alpenblick. Er habe gern ein bisschen Weitsicht, grad so viel, wie ein Buechibärger halt brauche. Wer eine Geschichte hören will, ist bei Schoch an den Falschen geraten – wer viele Geschichten hören will, an den Richtigen. «Endlich mal einer, der ihm zuhört», quittiert seine Tochter meine Anwesenheit.

Während zweier Camel Filter und eines Kaffees erzählt Schoch von der Lokalpolitik, über die Nazi-Verstrickungen der Solothurner Industriellenfamilien («unappetitlich»), von den Grafen von Buchegg, die es als Erzbischof bis nach Mainz oder als Berater des Papstes nach Avignon gebracht hatten («Wältgschicht, diräkt us em Buechibärg»), und davon, wie die Eidgenossenschaft und ihr Religionsfrieden beinahe an diesem Hoger zerschellt wären, weil das katholische Solothurn der Berner Obrigkeit verwehrte, in der Gegend Täufern nachzustellen, die sich über die wirre Kantonsgrenze geflüchtet hatten.

«Das ist das Schlimme als Historiker», sagt Schoch und bläst den Zigarettenrauch in den Cheminéeabzug. «Es hört nie auf. Man kommt vom Hundertsten ins Tausendste.» Und Fakten zur Historizität eines namenlosen Landstreichers finden? «Chöit dr vergässe.» Schoch packt zwei vergriffene Bücher über den Bucheggberg auf den Tisch. Im einen findet sich immerhin eine Schilderung, wonach in den Dörfern auf den Winter hin «gwüss fasch au Wuche einisch Vaganten oder Schnapser» abends gefragt hätten, ob sie im Stall übernachten könnten. Ein Zufallstreffer; und natürlich keine Namen.

«Dr Zytli-Hausi oder dr Steifritz» könnten womöglich noch etwas dazu erzählen, sagt er schliesslich, «die wüsse, wies geit».

Aber auch die beiden Alteingesessenen wissen nichts Genaues. Andere mögliche Zeugen sind nicht mehr so gut zwäg; oder sind gar nicht mehr – wie Elisabeth Pfluger, die Grande Dame der Solothurner Volkskunde, die vor ein paar Jahren gestorben ist.

Von Hexen, Druiden und Heiden. Pfluger hat jahrzehntelang Geschichten und Anekdoten gesammelt und aufgeschrieben. In ihrem Nachlass in der Solothurner Zentralbibliothek findet sich fast ein Dutzend speckiger Notizheftchen mit Geschichten aus dem Bucheggberg: örtliche Sagen, von «Hexen», «Härdlütli» und «Höölemönschli», von Druidenschulen und Heidenküchen bis hin zu Odins wilder Jagd, die im Bucheggberg scheints brav vorgegebenen Bahnen folgt, den alten Burgen nach. Andere Geschichten haben historische Bezüge, die letzte Wolfsjagd, der Franzoseneinfall, Feuersbrünste und die Hungerjahre – aber nichts über einen bestimmten Landstreicher.

Bezirksarchivar Schoch schaut grübelnd durch die Fensterfront seines Wohnzimmers hinaus, als probiere er, das Gespinst aus Geschichten zu durchdringen, das die Gegend überzieht und in dem sich jeder, der irgendwas auf den Grund gehen will, unweigerlich verheddert. Draussen, auf der Strassenlaterne vor der Terrasse, reisst ein Falke einer geschlagenen Feldmaus die Gedärme aus dem Leib. Seit drei Jahren hört ihn Schoch unter dem Dachgiebel gramselen. Und manchmal hört er, wie nachts der Fuchs den blechernen Hundenapf ausputzt. «Ein bisschen heile…» Er bricht ab, als ob die Welt heute vieles wär, heil aber nicht. «Idyllisch», sagt er schliesslich.

Zufallsbegegnungen

In der Tat. Unten bei der Bushaltestelle plätschert der Dorfbrunnen ewig in seinen langen, schlanken Steintrog, und eine Katze streicht über den Hausplatz. Die Strasse zwängt sich trotzig zwischen Gartenmauern und den Riegelhäusern mit ihren steilen Ziegeldächern durch – und wäre sie nicht asphaltiert, könnte der Landstreicher hier jederzeit um die Ecke biegen. Es ist, als vermöge die Moderne hier chuum gfaare.

Und doch schleicht sie unaufhaltsam um die Häuser und hinterlässt eine tötelige Stille in Ställen und Strassen, vor allem tagsüber. Wo früher Misthaufen ausdampften, stehen stadtsaubere Autos, aber erst abends. Zuerst geht die Chäsi, dann der Dorfladen, die Schule, die Metzg, die Post und die Beiz. Wer soll sich hier noch was erzählen? Und wo?

Ich beschliesse, mich zu Fuss durch das Geschichtendickicht des Bucheggbergs zu schlagen. Vielleicht findet sich irgendwas. Die Landstreicher der Gegenwart sind Sonntagsspaziergänger und Wanderer. Sie gehen auf den abgelegenen Wegen, wie jenem durchs Mülital, wo laut Pflugers Notizen eingangs das «alte Steirüüschebabi» lauert, das durstige Wanderer vom Brunnen scheuchte und dafür, von unlöschbarem Durst getrieben, umgehen musste.

Und weiter oben im Tal, bei der Chrutmüli, habe das «Rybifroueli» in grösster Not seine Kinder im Bach ertränkt. Wer sich traue, das Brüggli dort um Mitternacht zu überqueren, höre heute noch das Froueli jammern und seinen Frevel beklagen.

Ich möchte bloss eine Landstreichergeschichte hören. Zum Glück hängt ein hellster Herbsthimmel über dem Mülital, der die Schauergeschichten im Zaum hält.

Nach einer Weile hole ich ein Grüppchen älterer Leute ein, mit Wanderstöcken und Hörgeräten. In kleinen, steten Schritten sind sie unterwegs, wie ein heiterer Trauerzug, einer, der feiert, noch keiner zu sein. Eine Frau kennt die Landstreichergeschichte, weiss aber nichts Genaues. Ich solle die weiter vorn fragen. Weiter vorn geht Hans Peter Bader. Anfang der Siebzigerjahre habe er montags zusammen mit Freunden aus seiner Grümpelturnier-Mannschaft im Schachen in Deitingen Insassen besucht, erzählt er. Einfach zum Plaudern, um ihnen die Zeit zu verkürzen. «Da gabs Delinquenten, die bewusst im Herbst was klauten, damit sie über den Winter ins Gefängnis kamen.» Mehr wisse er aber auch nicht.

Die weiteren Begegnungen im Mülital zeigen eine gesunde Scheu vor Geschichtensammlern. Aber sie wissen, dass Landstreicher zu Grossvaters Zeiten auf den Höfen hier um Schnaps bettelten und dass man Angst hatte, dass sie beim Tubäklen die Scheune ansteckten, wenn sie im Stroh schliefen. Einer soll in der Gegend gar eine Höhle gehabt haben, wo er sich verkroch.

Zwei Silberlöffeli im Ghüder. Mittlerweile wirft die Sonne lange Schatten in den Nachmittag. Oberhalb von Mühledorf begegne ich Rosmarie Lädrach, die am Waldrand entlangspaziert und die silbergrau schimmernden Buchenstämme bestaunt, wie sie ihre hohen Kronen in den Himmel strecken. Sie kennt die Landstreichergeschichte. Als sie ein Mädchen war, habe ihr Vater, Jahrgang 1903, von Leuten erzählt, die im Herbst irgendwas gchüngelet hätten, und vor allem von einem, «wo aube es Schüürli aazündet heig, das er uf Witzwil cha go überwintere». Ihr Vater war 14 Jahre lang Melker in Witzwil und hat sich um die Kühe gekümmert. Manchmal mussten sie dort auch mit den Gefangenen Ghüder sortieren. «Wir hatten zwei Silberlöffeli, die sie dabei gefunden haben.»

An einen Namen könne sie sich nicht erinnern, sie sei damals noch klein gewesen, in der ersten, vielleicht zweiten Klasse. Aber, sagt sie ganz am Schluss: Ihr Vater habe nie gesagt, in welcher Gegend sich die Geschichte zugetragen habe.

Bern, Deitingen, irgendwo – womöglich ist es vor allem dem begrenzten Horizont meiner Kindheit geschuldet, dass der Landstreicher durch den Bucheggberg gezogen sein soll. Vielleicht ist es ohnehin ein widersinniges Unterfangen, einem Landstreicher einen bestimmten Ort zuweisen zu wollen. Bleibt der Ort, der ihm von Amts wegen zugewiesen wurde: die Justizvollzugsanstalt Witzwil.

Hans Paul Käser, ehemals Witzwil

Der halbherzige Versuch, in Witzwil Akteneinsicht zu erhalten, um nach Stammgästen zu suchen, wird versanden, zwischen der Anfrage («Füllen Sie das Onlineformular aus, wir melden uns»), dem Nachhaken («Wissen Sie,

Rosmarie Lädrachs Vater erzählte von einem, der «aube es Schüürli aazündet heig, das er uf Witzwil cha go überwintere».

Rosmarie Lädrachs Vater war 14 Jahre lang Melker in der Strafanstalt Witzwil.

«Für einige war es fast wie ein Zuhause»: Hans Paul Käser leitete über 20 Jahre den Witzwiler Gutsbetrieb.

wir sind am Umbauen, aber wir gehen der Sache nach und melden uns») und einem Verweis aufs Staatsarchiv («Vielleicht könnten die Ihnen weiterhelfen?»), kurz vor meiner Deadline.

Ich könnte Chabis fragen, sagt mein Vater. Hans Paul «Chabis» Käser, Jahrgang 1936, ist Agronom a. D. und Farbenbruder meines Vaters. Er leitete mehr als 20 Jahre lang den Gutsbetrieb in Witzwil. «Nicht unmöglich» sei die Geschichte, sagt Käser, als er mich am Bahnhof in Ins abholt. Zu den Anstalten Witzwil gehörte – neben dem Zuchthaus und einer Trinkerheilanstalt – auch der Nusshof; ein Aussenhof, wo die administrativ Versorgten untergebracht waren. «Leute, die ohne Gerichtsurteil versorgt wurden, weil sie in den Gemeinden nicht mehr tragbar waren», erzählt Käser. Mein Landstreicher wäre dort untergekommen.

«Stammgäste» habe es hier durchaus gegeben, sagt Käser. Vom einen oder anderen habe es geheissen, «dä legi d Sägesse so häre, das er se nächscht Mau grad wider cha bruuche».

Diese Leute seien aber keineswegs arbeitsscheu gewesen, sondern einfach froh, ein Dach über dem Kopf und zu essen zu haben. «Für manche war das fast wie ein Zuhause. Geborgenheit, die sie sonst nicht hatten.» Überhaupt seien sich Insassen und Angestellte in Witzwil mit Respekt begegnet, sagt Käser, «nicht frère et cochon», aber so, dass Ehemalige grüssten, wenn sie Käser in Bern über den Weg liefen.

Polo Hofer im Gmües. Anfang der 1970er seien dann auf einmal die Drögeler gekommen. «Wenn die noch im Nebel waren, wars uns lieber, die haben nicht gearbeitet, sonst hatten sie auf einmal die Finger in der Maschine.»

Einer der Ersten sei Polo Hofer gewesen. Der habe unter der Woche im Gmües gschaffet und samstags, sonntags Songs gedichtet. «Es heisst, er habe ein Klavier oder eine Gitarre geklaut, aber der war wegen der Drogen hier.»

Von einem bestimmten Vagabunden weiss auch Käser nichts. Er habe nicht allzu viel mit den Gefangenen zu tun gehabt. Seins sei die Landwirtschaft gewesen. Sein Schützling war der schwarze Boden. «Damals hiess es, Moosmeitschi hätten schwarze Knie, weil sie auf der dunklen Erde immer dem Gjätt nachkriechen mussten.»

Unter Käsers Aufsicht wurden die moorigen Äcker tiefengepflügt und aufgesandet. «Der Moorboden verbrennt und sackt zusammen, wenn da Sauerstoff hinzukommt, zwei Meter in 100 Jahren», doziert er, während wir auf unebenen Strässchen durch die Ebene fahren, vorbei an weissen Reihern, Bewässerungskanälen und Windschutzstreifen. Vor Käsers Zeit sei während Jahrzehnten Stadtkehricht nach Witzwil gekarrt und dort sortiert worden. Die Gruben, wo früher Torf gestochen worden war, wurden mit Glasscherben und Büchsen aufgeschüttet und mit einer knappen Sandschicht überzogen. Dürftiges Ackerland, weshalb Käser darauf Weiden für Mutterkühe anlegen liess. Unter ihren Hufen ruht womöglich noch das eine oder andere Silberlöffeli, das Rosmarie Lädrachs Vater beim Ghüdersortieren durch die Lappen ging.

Auf dem Rückweg fahren wir über Tschugg. Von hier soll der Ausdruck «Tschugger» kommen, weil die harten Kerle des Dorfs in Witzwil als Aufseher gearbeitet hätten. Auch so ein Gschichtli. Käser schüttelt den Kopf. «Es gab sicher Angestellte von hier, aber der Begriff hat wahrscheinlich nichts damit zu tun.» Laut dem «Schweizerischen Idiotikon» steht «Tschugger» für vieles, auch wenig Ruhmreiches. Aber dass damit Polizisten gemeint sind, komme von «Schucker» aus dem Jiddischen, von «chockar», für «er hat gespäht».

Vielleicht ist es nicht gescheit, fröhlichen Geschichten nachzustellen. Sie drohen unter Tatsachen zu ersticken. Anderseits, wo wir von der Tschuggerei sprechen: Ehemalige Polizisten könnten noch was wissen.

Hans Peter Siegenthaler, ehemaliger Polizist

Auf meine Anfrage an den Berner Verband pensionierter Polizeiangehöriger meldet sich Hans Peter Siegenthaler, ehemals Dienstchef der Regionalfahndung Bern-Mittelland/Emmental-Oberaargau. Siegenthaler ist in einem kleinen Bauernbetrieb in Bowil aufgewachsen und landete eher zufällig bei der Polizei: «Davor war ich froh, hatte ich

nichts mit denen zu tun.» Es sei eine interessante Zeit gewesen, «aber man hat auch viel Schlimmes und Trauriges erlebt». Siegenthaler war einige Jahre im Anti-Terror-Team und stand bei militanten Demos als Grenadier im Einsatz, etwa bei der «Schlacht» in Moutier gegen die Béliers, die Juraseparatisten. «Da war der Boden unter den Stiefelsohlen der einzige Ort, wo keine Petarden, Pflastersteine, Stahlkugeln oder Maienhäfeli herkamen.»

Die menschliche Kälte. Und mein Landstreicher? «Die hets ggää», sagt Siegenthaler am Küchentisch seines Hauses in Worb. Ich hätte natürlich lieber gehört: «Dä hets ggää.» Aber immerhin. Arme Leute seien damals rasch in schwierige Situationen geraten. In Bauernfamilien übernahm einer den Hof, je nach Kanton der Jüngste oder der Älteste, die anderen gingen wortwörtlich leer aus. Und auch Arbeiterfamilien hatten fast immer zu viele Mäuler am Tisch. Manch einer musste sehen, wo er bleibt. Wer konnte, suchte ein Auskommen als Knecht, Magd oder Hausierer – was aber nicht allen immer gelang. «Do het me no nid jedem büsselet», sagt Siegenthaler. Und wer keine Büez fand und vergebens bettelte, machte in der Not halt auch mal die Finger lang.

Siegenthaler kannte zwei dieser «Witzwiler» in seiner Jugendzeit. «Die het me gspürt», wenn sie wieder in der Gegend waren. Da fehlte etwas Schnaps, Wein oder Essen im Keller, vielleicht ein Portemonnaie mit ein paar Franken aus der Küchenschublade. «Dann wusste man: Jetzt ist er wieder da.»

Nachsicht und Empathie war selbst gegenüber vertrauten Vaganten eng bemessen. «Am Stammtisch wurden ‹Witzwiler› schief angeschaut», sagt Siegenthaler. Einmal Witzwiler, immer Witzwiler. Und unter den Arbeitgebern gabs «Tyrannen und geldgierige Soucheibe», die diese Menschen ausnutzten und sie in ungeheizten Gadenkammern hielten. Fleisch gabs für sie, wenn überhaupt, nur aus Notschlachtungen. «Aber was hei si wöue? Die hei ja nid chönne säge: ‹Läck mer.›»

Es war also nicht nur der Winter, der Landstreicher nach Witzwil trieb, sondern auch die menschliche Kälte, die ihnen entgegenblies. An diesem Punkt wäre es meinem Landstreicher fast zu gönnen, wenn er eine Geschichte bleiben dürfte.

Sie hatten es nicht leicht. «Aber was hei si wöue? Hei ja nid chönne säge: ‹Läck mer.›»

Hans Peter Siegenthaler, ehemaliger Polizeibeamter

Outro

Wider besseres Wissen gebe ich mich einer abendlichen Onlinerecherche hin und stosse auf einen «Nebelspalter»-Artikel von 1953. Dort gibt C. A. Loosli ein paar «Landjägergeschichten» zum Besten, über das «bernisch-kantonale Landjägerkorps im 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts». Die Epoche passt.

Zu jener Zeit sei es üblich gewesen, «kleinen Delinquenten, wie Holzfrevlern und dergleichen, ihre kurzfristigen Haftstrafen während des Sommers, wo sie Verdienst hatten, zu sistieren, bis zur rauhen und erwerbslosen Jahreszeit».

Auf Schloss Trachselwald wurde «Winterhäftlingen» gedroht, sie auszusperren, wenn sie nochmals zu spät und betrunken vom Ausgang zurückkämen.

Und ein «damals noch junger Landjäger Scheidegger» hatte einen Verurteilten nach der Strafanstalt Thorberg zu transportieren, «war jedoch des Weges dahin noch keineswegs kundig, [...] so dass dieser die Führung übernahm».

In diesen Anekdoten sind sämtliche Elemente der Legende vorhanden, wie ich sie kenne. Doch im Lichte des bisher Gehörten lesen sie sich fast widerlich. Die Mühsal der Landstreicher ist zu blutten Pointen poliert, die geschmeidig über die Zunge purzeln, wenn es die allgemeine Erheiterung erfordern sollte.

Und so ist es eine kleine Versöhnung, als mir der Verband pensionierter Polizeiangehöriger einen Brief weiterleitet. Als junger Polizist arbeitete der heute 90-jährige Hans Schürch auf dem Posten in Langenthal. Er schreibt:

«Anfang der 1960er war Hasler Lädu in Langenthal bestens bekannt. Er war noch ein richtiger Landstreicher. Er war nicht bösartig, aber konnte oder wollte sich nicht in ein normales Leben mit festem Wohnort und Arbeit einfügen. Ich glaube, dass er damals um die 60 Jahre alt war. Er lebte in Waldhütten und im Freien. Sauberkeit und Kleidung waren manchmal bedenklich.

Wenn über ihn Klagen eingingen und wir Polizeier das Gefühl hatten, dass Lädu wieder eine Säuberung nötig hätte, nahmen wir ihn fest. Der Statthalter wies ihn dann ins Pflegeheim Dettenbühl ein. So wiederholte sich die Geschichte jährlich ein-, zweimal. Jeweils nach einigen Tagen kam dann die Funkmeldung: ‹Hasler Lädu im Dettenbühl entwichen.›» ■